

Dr. Daniel Deckers

Diversität und Identität -
Bekenntnisorientierung als Aufgabe und Chance kirchlicher Institutionen

- Der Stil des mündlichen Vortrags wurde beibehalten -

Sehr geehrte Frau Dr. Schwarz-Boenneke,
sehr geehrter Herr Generalvikar,
sehr geehrte Damen und Herren,

Seit Anfang September wissen wir wieder, woran wir sind oder besser gesagt: wer wir sind. Endlich, so möchte man sagen.

Lange hatte der emeritierte Papst Benedikt geschwiegen, jedenfalls die Öffentlichkeit nicht mit seiner Meinung über die Situation der Kirchen in Deutschland behelligt. Als Papst und als Kardinal hatte er das immer wieder getan. Zuletzt bei seinem Deutschland-Besuch in Freiburg im September 2011.

In einer von Verbitterung, wenn nicht noch stärkeren Emotionen geprägten Rede verwandte er diesen Topos „Entweltlichung“ des evangelischen Theologen Rudolf Bultmann, um der katholischen Kirche in Deutschland so etwas wie ein Programm ins Stammbuch zu schreiben. Ein Reformprogramm, das im Wesentlichen daraus besteht, dass sich die Kirche aus ihren weltlichen „Privilegien“ entkleide oder entkleiden lässt, die sie wie ein Panzer umgibt. So habe doch die Geschichte gezeigt, dass nach solchen Entwicklungen der Stern des Glaubens um so heller erstrahle, wie man doch an dem Aufblühen des Glaubens nach der unseligen Zeit der Aufklärung und des absolutistischen Staatskirchentums im 19. Jahrhundert habe sehen können.

Die kirchlichen Reaktionen auf diese „Freiburger Rede“ waren so erwartbar wie öde. Das Echo war bescheiden. Von den meisten Amtsträgern sowohl der verfassten Kirche sowie des Laienkatholizismus wurde sie schlicht ignoriert.

Um so stärkere Resonanz fand die Rede in der politischen Sphäre: Begeistert von diesem Papst war die Linkspartei. Ganze Absätze der „Freiburger Rede“ finden sich in der Begründung eines Gesetzesantrags, mit dem im Bundestag die Ablösung der Staatsleistungen und eine ganze Reihe anderer „Privilegien“, etwa des konfessionellen Religionsunterrichts, gefordert wurde. So kann man auch Kirchenpolitik betreiben. Immerhin, dieser Antrag wurde in der neuen Legislaturperiode nicht mehr eingebracht. Er fiel der – wie man so schön sagt – Diskontinuität zum Opfer.

Aber nun das. Aus der Abgeschlossenheit der vatikanischen Gärten teilt Papst emeritus Benedikt via „Bild-Zeitung“ uns allen mit, was er von „seiner“ Kirche in Deutschland hält. „In Deutschland haben wir diesen etablierten und hoch bezahlten Katholizismus, vielfach mit angestellten Katholiken, die dann der Kirche in einer Gewerkschaftsmentalität gegenüberreten.“ Man kann das ganze etwas zusammenfassen, es ist ja ein Interview-Buch geworden: privilegiert, saturiert, borniert, bürokratisiert.

Die Reaktionen waren so erwartbar wie öde. So etwas versendet sich. Oder auch nicht.

Ich würde gerne mit Ihnen ein kleines Experiment wagen - jenseits von Polemik und Ironie. Was wäre, wenn Papst Benedikt recht hätte? Man kann es sogar noch schärfer formulieren: Was ist daran, an der Diagnose eines Kardinals Ratzinger aus dem Jahr 1996, die Kirchen in Europa seien „von innen her leer“? Die in Deutschland nicht ausgeschlossen.

Was ist dieses „innen“? Es ist sicherlich nicht nur so gemeint, dass die Statistik das Maß aller Dinge sei. Kirche, das weiß auch Ratzinger, ist nach ihren Grundvollzügen Liturgia, Martyria und Diakonia. Und mögen vielleicht die Kirchenräume sich leeren - was ist mit den in die Tausende gehende Zahl der Institutionen im Raum der Caritas, oder mit der in die Hunderte gehenden Zahl katholischer Schulen? Leer sind sie wahrlich nicht, aber: Wie sieht es drinnen aus?

Nehmen wir die Caritas. Im Prinzip theologisch gut begründet, im Einzelfall – wenn nicht sogar mehreren – aber auch suspekt. Auch auf sie ist diese „benediktsche“ Formulierung der „Gewerkschaftsmentalität“ gemünzt. Erstaunlich auch, dass solch ein Vorwurf des „organisierten Wohltätertums“ ausgerechnet in diesen Tagen von der AfD kommt. Der „Mitnahmeeffekt“ der Kirchen in Sachen Flüchtlingspolitik. Vielen Dank.

Aber es gibt andere Elemente aus denen sich das Engagement der Kirche im Raum der Caritas als durchaus bedenklich erweist. Die betriebswirtschaftlichen Probleme sind in vielen Diözesen unübersehbar. Es wird immer schwerer, Mitarbeiter zu gewinnen, der der katholischen Kirche oder wenigstens einer Mitgliedskirche der ACK angehören. Und damit steht nach landläufiger Meinung auch die Kirchlichkeit der Einrichtung in Frage.

Die Schlussfolgerungen aus dieser sehr groben Situationsbeschreibung können unterschiedlicher nicht sein. Outsourcing von Dienstleistungen, um die Kosten zu senken. Chronisch defizitäre Einrichtungen sollen – oder können – planvoll in die Insolvenz geführt werden, damit sie nicht länger mit Kirchensteuermitteln über Wasser gehalten werden müssen. Andere argumentieren, man müsse gerade mit Kirchensteuermitteln Einrichtungen finanzieren, die Dienstleistungen, ein kirchliches Profil, in einer von Wettbewerb geprägten Gesellschaft und Welt, hochhalten können. Manche denken an Ökumenische Trägerschaften, andere aber auch an die radikale Trennung von Trägerschaften und der Aufgabe von Einrichtungen. Die Basislinie ist gewissermaßen ein Kern katholischer Mitarbeiter.

Die katholischen Schulen sind, wenn ich es recht beobachte, in der kirchlichen und politischen Öffentlichkeit weitaus weniger umstritten. Warum eigentlich?

An der Finanzierungsstruktur kann es nicht liegen. Auch hier kommt der Staat auf dem Weg der Refinanzierung für einen Großteil der Kosten aus, in manchen Ländern allerdings erheblich weniger, als er es müsste.

Aber ein wichtiger Unterschied zeigt sich bei der Betrachtung der binnenkirchlichen Perspektive. Für kirchliche Schulen oder auch kirchliche Bildungsarbeit, werden Finanzmittel und Personal in erheblichem Umfang eingesetzt, und das sehr bewusst eingesetzt und deswegen in der Bilanz des Erzbistums Köln, eine der wirklich vorbildlichen Finanzen. Es ist Kirchliches Vermögen, um das es hier geht. Das heißt aber auch, das Vermögen gebunden ist – wenn man gut gewirtschaftet hat.

Ihr Vorgänger, Generalvikar Meiering, der heutige Hamburger Erzbischof Stefan Heße, steht in diesen Tagen vor dem Problem, dass man sehr viel in Schule und den Aufbau neuer Schulen gesteckt hat, aber bei Weitem nicht genug in die Pensionsverpflichtungen. Das Engagement der katholischen Kirche auf dem Bildungssektor hängt allen anderen pastoralen Feldern wie ein Mühlstein um den Hals. Es ist nicht sicher, wie viele davon buchstäblich in der Elbe baden gehen

Aber das ändert nichts an der positiven Außen- wie Binnenwahrnehmung des kirchlichen Bildungsauftrags.

Was Schulen und Bildung angeht, ist „Kirchlichkeit“ ein durchweg positives Kennzeichen - im Unterschied zu manch anderen Zuschreibungen seitens der Gesellschaft. Diese Konstellation sollte man nicht für selbstverständlich halten. Man könnte nämlich vermuten, dass es eine Wechselwirkung gibt zwischen dem Erscheinungsbild der verfassten Kirche – Frau Schwarz-Boenneke hat es angesprochen, Stichwort „Missbrauch“ – und ihren Schulen. Aber nein –

im Bistum Limburg – ich habe das mitunter zweifelhafte Vergnügen, in der Stadt Limburg zu wohnen – ging auch nach den Enthüllungen der finanziellen Machenschaften des Bischofs Tebartz-van Elst die Zahl der Anmeldungen an den (wenigen) Schulen der Diözese nicht zurück.

Das schmeichelt. Aber das sollte auch Anlass zum Nachdenken sein. Warum etwa legen Eltern Wert darauf, dass ihre Kinder an einer katholischen Schule unterrichtet und erzogen werden? Man tritt wohl niemandem zu nahe, wenn man sagt, dass es sich bei den Eltern oft um bildungs- und statusbewusste Personen handelt. Je höher aber deren Bildungsabschluss und je elitärer die Schulform, desto stärker die Selektivität. Das kann man in Hamburg beobachten, man kann es in Berlin beobachten und sicherlich auch in Köln, in Freiburg und in München.

Auch diese Motive sollten misstrauisch oder zumindest nachdenklich machen. Was suchen Eltern für ihre Kinder? Eine bessere Schule als eine staatliche? Gar eine Migranten-freie Zone? Das wäre mit Sicherheit nicht katholisch. Papst Franziskus würde jedem, der so argumentieren würde, eine Gardinenpredigt halten wie der vatikanischen Kurie im Dezember 2014, als er von „spirituellem Alzheimer“ sprach. Auch das ist für ihn eine Form der „Leere“, nämlich das Vergessen des Feuers des Ursprungs.

Eine Kritik von Benedikt XVI. an katholischen Schulen ist nicht bekannt. Aber die Frage muss dennoch gestellt werden: Woher will der Mann a priori wissen, dass die katholischen Schulen und Bildungseinrichtungen nicht auch „von innen her leer“ sind?

Wären die Zahl der Schüler und der Lehrkräfte das ausschlaggebende Kriterium, dann wären die die Schulen nicht leer, sondern voll. Und sie wären noch voller, wenn es noch mehr gäbe. Das ist ein entscheidender Unterschied zu den Kirchenräumen, die sich Sonntag für Sonntag öffnen und von immer weniger – regelmäßig jedenfalls – betreten werden.

Was „die Kirche“ angeht, so braucht es keine Statistik, auch wenn manche Statistik die Dramatik des Traditionsabbruchs ungeschönt vor Augen stellt. Sie müssen nur in die jüngsten Eckdaten des kirchlichen Lebens schauen, um zu wissen,

- dass die Zahl der regelmäßigen oder gelegentlichen Gottesdienstbesucher binnen zwanzig Jahren sich in einer Reihe von Diözesen fast halbiert hat;

- dass, was die Entwicklung des Nachwuchses bei Priestern und Ordensleuten angeht, wir uns einem historischen Allzeit-Tief nähern. In Köln ist die Talsohle noch nicht erreicht. Aber etwa in Hamburg werden in den kommenden fünf bis sechs Jahren maximal zwei Männer zu Priestern geweiht.
- Und was die Zahl der Kirchaustritte angeht, die Kurve kennt – von einem kurzen Intermezzo während des Pontifikats von Benedikt XVI. abgesehen – nur eine Richtung: abwärts.

Das ist gewissermaßen die statistische Füllung dieser Leere des Kirchenraumes, die Benedikt schon vor fast zwanzig Jahren an die Wand gemalt hat wie ein Menetekel. Hinzu kommt eine atmosphärische Leere eigener Art.

„Jauchzet, frohlocket“, die ersten Worte des Eingangschorals der ersten Kantate des Weihnachtssoratoriums, beschreibt nicht die Grundbefindlichkeit der meisten Christen hierzulande. Die erinnert mich eher an die Kantate BWV 12: „Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen“ – auch ein tolles Stück, aber mit einer entsprechenden anderen Tonart.

Gehen wir in der Beschreibung noch weiter: Was glauben eigentlich die, die noch da drin sind? Also die, die die Leere noch nicht so ganz gewaltig haben werden lassen.

Vor zwanzig Jahren, 1997, hat der damals in Berlin lehrende (und inzwischen emeritierte) Religionssoziologe Klaus-Peter Jörns eine hochinteressante qualitative wie quantitative Untersuchung vorgelegt über das, was die Christen in Deutschland glauben („Die neuen Gesichter Gottes, München 1997). Ergebnis: Sie glauben sehr viel, aber immer weniger von dem, was ausweislich der Credo der Glaube der Christen ist: Ewiges Leben, Auferstehung der Toten, ein persönlicher Gott. Auch eine Form von Leere.

All diese Transformationsprozesse oder Abbruchprozesse sind hinreichend oft beschrieben worden. „Entkirchlichung“ ist eines der Stichworte. Manche prophezeien Deutschland, dass es hierzulande überall dort so zugehen wird, wie es heute im Kernland der Reformation steht. Dort hätten – so hat es ein Theologe vor Jahren formuliert – die Menschen vergessen, dass sie Gott vergessen haben. Eine Anspielung auf einen Traditionsabbruch, der schon vor Generationen eingesetzt hat und durch die beiden Diktaturen auf dem deutschen Boden des 20. Jahrhunderts nicht verursacht, aber beschleunigt wurde.

Dass es so kommen könnte, darauf deuten manche Entwicklungen hin.

Manche haben nach der Wiedervereinigung von einer Rückkehr der Religion geträumt, andere haben vor einer Wiederkehr der Götter gewarnt. Stattdessen erleben wir, wenn man größere historische Zeiträume zugrunde legen will, eine Rückkehr des Islams.

Im 16. Jahrhundert, so hat es Ratzinger ebenfalls vor Jahren beschrieben, setzte sich der Begriff „Europa“ als eine Selbstbeschreibung der lateinischen Christenheit unter dem Eindruck des Ansturms der Osmanen durch, also jenen „Türken vor Wien“. Damals konnte man sagen: Not lehrt beten. Ob das heute noch stimmt, weiß ich nicht. Viele dürften nicht nur vergessen zu beten. Immer mehr wissen nicht mehr, was das ist: beten. Und ob Einwanderung im 21. Jahrhundert beten lehrt, wage ich zu bezweifeln.

Das ist vielleicht sogar gut so – jedenfalls in dem Sinn, als dass viele Konflikte, die wir weltweit erleben, ihren Ursprung nicht in religiöser Verschiedenheit haben, wie uns immer wieder suggeriert wird, Religion sich aber anbietet, um Konflikte zu „rahmen“ und sie damit zu instrumentalisieren. Dieser Gefahr ist der Islam bis heute weitaus stärker ausgesetzt, als das Christentum. Das ist nicht schön. Aber es hilft nichts, die Augen davor zu verschließen.

Wenn es aber stimmt, dass die Kirchen leer sind und mutmaßlich noch leerer werden, dann stellt sich die Frage: Wie steht es um die kirchliche Identität von Handlungsfeldern wie Bildung, speziell der katholischen Schulen?

Man kann die Identität negativ bestimmen: Katholische Schulen sollen ein traditionsbewusster Schutzraum sein vor den Unbildern der Gegenwart. Das ist m.E. nicht katholisch - und das auch ist nicht Ihr Denken.

Man kann es formal beschreiben: „Katholisch“ beschreibt die Trägerschaft von Bildungseinrichtungen durch die verfasste Kirche. Mit dieser Trägerschaft sind bestimmte Vorgaben verbunden, etwa die Zusammensetzung der Schülerschaft, auch die der Lehrerschaft.

Aber stimmt die Gleichung auch inhaltlich, dass eine Schule schon dann katholisch ist, weil die Mehrzahl der Schüler katholisch ist und die Mehrzahl der Lehrer auch?

Dieses Denken – etwas vergrößert - liegt bis heute dem kirchlichen Arbeitsrecht zugrunde. Es gibt nicht nur für Bildungseinrichtungen, sondern auch für die Caritas. Dieses Arbeitsrecht ist, wie Sie wissen, vor Jahresfrist leicht modifiziert worden, aber die Grundstruktur ist bleibt: Die Kirchlichkeit einer Einrichtung beruht auf der Anerkennung durch die verfasste Kirche, aber sie ist im Wesentlichen garantiert durch die Mitgliedschaft der Mehrheit der Mitarbeiter in der Kirche und der Erfüllung der entsprechenden Loyalitätspflichten bis hinein in intime Fragen der Lebensführung.

Auch wenn dieses „Identitätskonzept“ nach außen hin mit aller Macht aufrechterhalten wird – es ist zumindest auf dem Feld der Caritas in vielen Regionen längst eine Fiktion. Kardinal Woelki könnte Ihnen ein Bild einer sehr lebendigen Caritas in Berlin zeichnen - einer Caritas, bei der weit mehr als die Hälfte der Mitarbeiter nicht einmal einer der ACK-Kirchen angehört.

Stellte man aber in Berlin, in Görlitz oder in Erfurt, aber in Schleswig-Holstein auf die Konfession der Mitarbeiter ab, dann könnte man 60 %, 70 %, 80 % der Caritas-Stellen und damit auch der Mitarbeiter streichen. Sofort.

Das tut man aber nicht. Und erstaunlicherweise muss man es auch nicht deswegen tun, weil sich keine Mitarbeiter mehr fänden, die zwar nicht getauft sind, und dennoch bei der Caritas oder der Diakonie arbeiten wollten. Auch das ist nicht selbstverständlich in einer durch und durch kirchenfernen Umwelt. Denn wer will schon gerne bei einer Institution angestellt sein, die seit Jahren immer wieder Negativschlagzeilen macht?

Ich habe neulich den Caritas-Direktor von Magdeburg gefragt, wie man in einem Land, in dem drei Prozent der Bevölkerung der katholischen Kirche angehören, eine durchaus respektable, sehr engagierte Caritas-Arbeit machen kann. Und eine ganz schlichte Antwort war die: Die Mitarbeiter kommen zu uns, weil Sie bei uns anständig bezahlt werden.

„Oh, Trittbrettfahrer, auch das noch! Haben mit Kirche nichts zu tun, aber anstatt bei privaten Pflegedienstleistern oder im Helios-Klinikum zu arbeiten und sich vielleicht schlechter bezahlen zu lassen, dann lieber bei der Kirche unterschlüpfen.“ Auch diese Schlussfolgerungen sind zu hören.

Man kann die Sache aber auch ganz anders sehen.

Wenn zwei dasselbe tun, muss es nicht das gleiche sein. Das kann man in der Schullandschaft aber (ich nehme als Kontrastfolie nochmals die Caritas) auch auf dem Feld der Caritas sehen.

Meine älteste Tochter hat eine Krankenpflegeausbildung an der Krankenpflegeschule des Katholischen Krankenhauses von Erfurt gemacht. Sie kam aus dem Westen, die meisten ihrer 30 Mitschüler aus dem Osten, die wenigsten von ihnen waren (und sind) getauft. Alle haben sich in Erfurt an einem Katholischen Krankenhaus zu Krankenpflegern ausbilden lassen; mit der verpflichtenden Teilnahme an Tagen religiöser Orientierung und Praktika in verschiedensten kirchlichen Einrichtungen. Die Katholizität dieses Krankenhauses stützt sich eben nicht auf den die Kirchenzugehörigkeit der Angestellten. Sie ist institutionell verbürgt durch das, wie in diesem Krankenhaus gearbeitet wird – festgelegt in Form eines Leitbildes –, und durch das, was der Träger den Mitarbeitern, im positiven Sinne zumutet, was er von ihnen erwartet. Beides wird getragen von den Personen an der Spitze des Krankenhauses.

Ich würde das, was die Identität einer katholischen Schule, einer katholischen Bildungseinrichtung, ausmacht, gern in Analogie zu dem bestimmen, was ich im privaten Zusammenhang erlebt habe im Katholischen Krankenhaus in Erfurt.

Die spezifische Differenz einer katholischen Schule lässt sich nicht so sehr dadurch bestimmen, „was“ gemacht wird, sondern eher darin „wie“ und „wo“.

„Wie“ – das klingt natürlich nach Leitbild und Moral, aber ich würde gerne dazu jenseits von Moral einige Impressionen schildern, die sich mir in meiner etwa zwanzigjährigen Beschäftigung mit den kirchlichen Einrichtungen geradezu aufdrängen.

Schule ist seit meiner Kindheit hier in Nordrhein-Westfalen, ja hier in Köln, ein politisches hochumstrittenes Handlungsfeld. Ich bin gewissermaßen ein „Girgen-Sohn“, falls sich jemand an den damaligen SPD-Kultusminister erinnert. Bei der Mobilisierung gegen die Koop-Schule Anfang 1974 haben die Katholiken gezeigt, was sie in diesem Land auf die Beine stellen können. Bis heute gilt: Kirche ist Anwalt der Diversität, nicht der Gleichmacherei.

Aber diese Diversität im Bildungssektor ist nicht ungefährdet. Es ist aber nicht immer die Politik, die in diese falsche Richtung drängen würde. Es sind auch die Eltern, die für ihre Kinder „das Beste“ wollen, also ein Gymnasium, wenn möglich ein katholisch oder evangelisch. Mit dem Risiko, dass staatliche Schulen möglicherweise dort, wo es ein kirchliches Angebot gibt, zu Restschulen werden.

Das spricht nicht gegen kirchliche Schulen. Es sollte eher ein Ansporn für staatliche Schulträger sein. Aber was ist mit denen, die es nicht auf das Gymnasium schaffen? Werden sie automatisch zu Bildungsverlierern abgestempelt?

Würde die Kirche dieses Spiel mitmachen, es wäre fatal. Die Stärkung des gegliederten Schulwesens, die Profilierung der unterschiedlichen Schulformen, das ist aus meiner Sicht ein Auftrag, und ein Beitrag der Kirche zu einer Gesellschaft, in der Diversität und Identität gleichermaßen geachtet werden.

Man kann es auch mit Francisco de Vitoria oder mit Thomas von Aquin so formulieren: Man muss Gleiches gleich behandeln und Ungleiches eben ungleich. Nichts als anderes verlangt die Tugend der Gerechtigkeit.

Was heißt aber Ungleichheit im Bildungssektor? Eine der Standardformeln, die immer wieder zu lesen sind, lautet: „Natürlich sind Bildungschancen ungleich verteilt.“ Vorausgesetzt, dass das stimmt, müsste es nach Maßgabe der Option für die Armen ein kirchliches Anliegen sein, dass kirchliche Bildungsarbeit und Engagement auf dem Schulsektor vor allem diejenigen im Auge hat, denen es an Bildungschancen mangelt.

Damit hängt ein zweites Problemfeld zusammen: Wenn es stimmt, dass der Bildungserfolg in Deutschland so stark wie in kaum einem anderen Land von der Herkunft abhängig ist (dieser Befund ist nicht unumstritten), dann muss man die Frage stellen: Sind kirchliche Schulen ein Teil des Problems oder ein Teil der Lösung?

Ob es „die Lösung“ geben kann, weiß ich nicht, aber ich möchte zumindest eine Frage formulieren: Müssten kirchliche Schulen nicht Schrittmacher sein, vielleicht sogar Pioniere bei dem Versuch, schulische Angebote so zu strukturieren, dass denen mit den geringsten Bildungschancen maximale Förderung zu Teil wird? Ich bin sicher, dass es in vielen Schulen, gerade im kirchlichen Raum so zugeht.

Aber - Sie haben eben die Flüchtlinge erwähnt - es kommen neue Problemlagen auf die Schulen zu. Was ist mit der Beschulung von Flüchtlingskindern? Von Kindern aus vielen Ländern, mit einem sehr disparaten kulturellen Horizont, mit vielen von Traumata geprägten Lebensgeschichten. 2015 habe ich irgendwo aufgeschnappt, in den Schulen des Erzbistums sei „ein Flüchtlingskind pro Klasse“ sei ein gutes Ziel. Ich glaube nicht, dass sich jemand hier in diesem Raum damit begnügen wollte.

Sind Flüchtlingsklassen die bessere Wahl? Ich vermag es nicht zu beurteilen. Nur so viel: Vielleicht kann man unter dem Dach der bestehenden Schulen kleine Flüchtlingschulen einrichten, in denen Kinder, die schon da sind, denen helfen, die nach und nach kommen. Auch das wäre ein Beitrag zu Identität durch die Wertschätzung von Diversität; auch auf dem Feld von Bildungschancen und Bildungsgerechtigkeit. Wer sollte auf diesem Weg vorangehen, wenn nicht Kirche?

Ist Bildung aber der Schlüssel ist zu Teilhabe oder Integration, dann kann man es mit dieser Überlegung nicht bewenden lassen.

Nordrhein-Westfalen, glaube ich, hat im bundesweiten Vergleich mit der Weiterentwicklung von Kindergärten (wie es früher hieß – meiner steht hier an St.-Gereon) oder Kindertagesstätten, wie es heute heißt, zu Familienzentren, Maßstäbe gesetzt.

Die Frage sei erlaubt, ob nicht auch auf dem Feld von Schule so etwas denkbar wäre: Dass man Schulen weiterentwickelte zu etwas wie Familienzentren, wo es nicht nur um die Kinder geht, sondern als Reaktion auf die Tatsache, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, auch um eine Arbeit mit Eltern und Geschwisterkindern: Über Schüler die Familie in den Blick nehmen – vielleicht eine Utopie. Aber ich möchte die Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen, diesen Gedanken in den Raum zu stellen.

Nun könnte man argumentieren, es gebe auch einen kirchlichen Bildungsauftrag, der darin bestehe, gesellschaftliche Eliten zu fördern. Gut so. Das Programm, dessen Elemente die ich skizziere, ist alles andere als anti-elitär. Im Gegenteil. Genau darin zeigt sich Elite, dass die Schwächsten nicht aus dem Blick geraten.

Die kolumbianische Hauptstadt Bogotá - Sie haben es eben erwähnt - hat eine Nord-West-Ausdehnung von fast 45 Kilometern – je mehr man sich in den Norden bewegt, desto wohlhabender sind die Menschen, je weiter in den Süden, desto größer das Elend. Die Stadtverwaltung hat dort Partnerschaften begründet. Die besten Schulen helfen den schlechtesten.

So etwas gab es auch über Jahrhunderte auf Weinmärkten. Wer den besten Wein kaufte, musste auch den schlechtesten mitnehmen. Das nennt man das Prinzip der Gabelung – aber das gehört nicht weiter hierher.

Jedenfalls ein interessantes Modell. Wenn man es nicht auf Stadt- oder Kreisebene verwirklichen kann, warum nicht im Verbund kirchlicher Schulen?

So etwas ließe sich organisieren – und noch vieles mehr. Aber leben müssen es die Menschen, vor allem die Lehrer. Was aber – ich komme noch einmal auf die Caritas zurück –, wenn es schwerer wird, katholische Lehrer oder auch „nur“ katholische Schulleiter zu rekrutieren? Senkt man dann die Ansprüche? ACK? Vielleicht auch die Ansprüche an die Qualifikation? Und drückt beim Arbeitsrecht alle möglichen Augen zu?

Wenn das so wäre, erschiene Kirche als eine defensive, mit der eigenen Schrumpfung befasste Organisation und wunderte sich immer wieder, dass sie in diesem Prozess auf immer weniger, Leute anziehend wirkt.

Das Kontrastprogramm könnte man sich so vorstellen: Man könnte ja auf nicht kirchengebundene Mitarbeiter setzen - und nicht defizitorientiert auf das blicken, was sie nicht mitbringen, sondern wahrnehmen, dass sie es vielleicht sogar interessant finden, in der Kirche angestellt und mit „auf dem Bild“ zu sein. Müsste man nicht auch auf Menschen mit Migrationshintergrund zugehen, wenn sie sich ihrerseits nicht melden? Müsste man nicht aktiv um sie werben, und zwar als Ausweis eigener Stärke und eigenen Selbstbewusstseins, das sich auch darin manifestiert, dass man Diversität in einem identitätsbewussten Rahmen wie dem einer katholischen Schule als Chance und nicht als Gefahr sieht.

Um dieses Motiv extrem zu überzeichnen: Was ist mit dem Kopftuch? Dass Nonnen im Habit unterrichten gilt als Ausdruck positiver Religionsfreiheit. Dass eine Muslima mit Kopftuch islamischen Religionsunterricht erteilen könnte, wäre womöglich extrem anstößig und möglicherweise genauso Ausdruck positiver Religionsfreiheit. Wäre das nicht Teil der Erziehung zu religiöser Mündigkeit, zu Sprachfähigkeit, wenn man solche Erfahrungswelten internalisierte anstatt

sie zu dämonisieren. Ich glaube, in solchen Haltungen würde etwas von der Katholizität der katholischen Kirche sichtbar.

Nun habe ich viel über Personen gesprochen, aber wie materialisiert sich die Kirchlichkeit einer Schule jenseits von Personen? Ich habe eingangs von den Kirchen gesprochen: Orte, an denen sonntags die Glocken läuten und sich eine zunehmend ergraute Schar treuer Christen zum Gottesdienst einfindet.

Aber was ist mit Orten wie einem Kindergarten, einer Sozialstation, einem Krankenhaus, einer Flüchtlingsinitiative – ist das Kirche? Sind das Kirchorte? Wenn ja, in welchem Sinne? Oder ist das nicht eine unzulässige Verkirchlichung von allem, was sich in der Gesellschaft ausdifferenziert hat?

Vor einigen Jahren machte die sogenannte Sinus-Milieu-Studie die Runde. Die Kernbotschaft war: Die Kirche erreiche nur noch zwei, wenn es hoch kommt drei solcher Sinus-Milieus. Ganze Bistumsverwaltungen haben sich Daten gekauft, um herauszufinden, wie die Postmaterialisten und die Hedonisten leben und was sie tun und lassen. Der Caritas-Direktor von Trier sagte dazu trocken: Um das zu wissen, müsste man Hausbesuche machen. Aber das sei vielleicht ein wenig aus der Übung gekommen.

Ich halte dieses Milieu-Unternehmen - freundlich ausgedrückt - für eine sozio-optische Täuschung großen Stils. Und zwar deswegen: Außer den Kirchen mit ihren Bildungseinrichtungen und ihren caritativen Einrichtungen gibt es keine Institution in Deutschland, in deren „Netz“ sich so viele Menschen aller Lebensalter, aller sozialen Schichten und aller Kulturen Tag für Tag begegnen.

Was folgt aus dieser Beschreibung? Sie soll nicht beruhigend wirken, auch nicht zu einer Flucht nach vorne anstiften. Die Kirchen- und die Glaubenskrise sollen nicht kleingeredet werden. Auch nicht die Frage, warum „Glaube als Option“ – so hat es Hans Joas, der Soziologe, formuliert – von immer weniger Menschen als Option auch wahrgenommen wird.

Aber man kann andere Fragen stellen: Wie gestaltet man Räume wie diesen, in denen sich Kirche materialisiert? Wie Schulen, wie Kindergärten, wie katholische Krankenhäuser? Die Antwort auf diese Frage ist nicht die Kirchenzugehörigkeit der Menschen, die dort arbeiten, oder derer, die sich dort einfinden. Es ist eine Frage der Alltagskultur, des Umgangs mit Schülern, Klienten oder Patienten und Mitarbeitern, eine Frage des ganzheitlichen Blicks.

Hier kann ich eine, in dem Fall etwas anders gestrickte persönliche Erfahrung einflechten. Wir waren vor vielen Jahren im Begriff, unsere älteste Tochter auf eine katholische Schule in Limburg zu schicken. Sie wäre gerne mit ihrer Freundin aus der Grundschule auf das Gymnasium gegangen. Wir haben von dem Vorhaben Abstand genommen, nachdem in dem Vorstellungsgespräch ein kleines, etwas introvertiertes Mädchen von neun Jahren angeherrscht wurde, warum sie denn eine Drei in Mathe habe.

Wir haben die Entscheidung nicht bereut, unsere Kinder auf staatliche Schulen zu schicken. Denn gleichzeitig wurden in Limburg vermögende Eltern von der Schulleitung angesprochen, ob sie ihre Töchter nicht auf die Marienschule schicken wollten. Diese Form von Elitenorientierung erscheint mir, mit Verlaub, eine Perversion des kirchlichen Bildungs- und Erziehungsauftrags.

Zurück zu dem Thema „ganzheitlicher Blick“.

Oft wird dieser Blick thematisiert, hinsichtlich der Schüler. Aber was ist mit den Lehrern, den Mitarbeitern? Loyalität, so wie sie im Arbeitsrecht formuliert wird, ist aus meiner Sicht keine Einbahnstraße. Es gibt starke Elemente der Reziprozität. Der Blick in das Weiterbildungsprogramm der Erzbischöflichen Schulabteilung ist für mich ein solches Element der Reziprozität. Dort wird vieles angeboten, gerade als Ausdruck eines ganzheitlichen Blicks auf die Person, die Persönlichkeit der Lehrer. Herzlichen Glückwunsch!

Auch in solchen, vielleicht banalen Dingen wie der Information von Schulleitern im Zusammenhang mit der Veröffentlichung des Finanzberichts des Erzbistums – auch darin erkenne ich die Wertschätzung, die ihnen als Multiplikatoren zu Teil wird. Insofern halte ich diese Gewerkschaftsmentalität, die Benedikt aus der Abgeschiedenheit der vatikanischen Gärten diagnostiziert, gelinde gesagt, für an der Sache etwas vorbei.

Im Raum der Caritas wie der evangelischen Diakonie wird die Mitarbeiterorientierung der Dienstgeber inzwischen in einer Weise diskutiert, die mich selber frappiert. In evangelischen Einrichtungen taucht eine Berufsbeschreibung auf, die sich im katholischen Raum langsam verflüchtigt: Spiritual. Ein Angebot eines Dienstgebers an die Mitarbeiter, etwa in einer großen diakonischen Einrichtung wie der Stiftung Alsterdorf in Hamburg. In diesen Kontext gehören auch Angebote wie die einer Schulseelsorge. Ich bin sicher, ich trage Eulen nach Athen.

Alles in allem kann ich in einem Versuch, katholische Schulen als Kirchort zu beschreiben, keine Verkirchlichung im negativen Sinne erkennen. Schulen haben ein großes Potenzial, dasjenige lebendig werden zu lassen, wofür Kirche in der Welt steht.

Wenn das aber so ist, dann muss man sich auch fragen, ob nicht inzwischen ein krasses Missverhältnis besteht zwischen dem, wie viele Ressourcen Gemeinde im traditionellen Sinne bindet, und dem, was möglicherweise an anderen Orten gebraucht wird, etwa im Bildungsbereich und im Raum der Caritas.

Als Beispiel nochmal das Krankenhaus. Es gibt keine christliche Blinddarmoperation und keine ökumenische Onkologie. Aber wenn Christen diejenigen sind, die etwas vom Leben und auch vom Sterben verstehen, dann stellen sich in einem christlichen Krankenhaus viele Fragen im Umgang mit der Phase, in der es um Leben oder Tod geht.

Das Katholische Krankenhaus in Erfurt war das erste in Thüringen, das im Zuge eines Neubaus eine Palliativstation bekommen hat. Es waren die Erfurter Malteser, die darauf gedrungen haben. Aber es kommt nicht nur auf die Räume an, es kommt auch auf die Mitarbeiter an.

Ich glaube, dass jeder Mitarbeiter im Raum der Kirche, der in einem kirchlichen Pflegeheim, in der ambulanten Pflege oder auch im Krankenhaus angestellt ist, ein Recht darauf hat, etwa eine palliativmedizinische Zusatzausbildung zu bekommen - aus Achtung vor der Würde des Mitarbeiters und auch aus Achtung vor der Würde des Kranken. Wenn für so etwas kein Geld da sein sollte, dann stimmt etwas nicht. Dann sollte man Krankenhäuser wirklich anderen Trägern überlassen.

Das gleiche gälte, wenn es für solche Aufgaben wie Schulpastoral kein Geld mehr gäbe. Dann wäre es in der Tat um Katholische Schulen schlecht bestellt.

Kurz: Wenn es an Kirchlichen Schulen nicht gelingt, eine vom Geist der Barmherzigkeit inspirierten Umgang miteinander einzuüben, dann sollte man sich fragen, ob man die Ressourcen, die derzeit für das Handlungsfeld aufgewendet werden nicht sinnvoller einsetzen kann.

„Aha“, so mögen Sie nun sagen, „Barmherzigkeit“ - jetzt kriegt er die Kurve zu Papst Franziskus. Lassen Sie mich nur widersprechen. Mich hat die Ausrufung eines Jahrs der Barmherzigkeit sehr gewundert. Bis heute frage mich, was eigentlich in dieser, unserer, meiner Kirche los ist, dass es einen Papst vom Ende der Welt braucht, ehe in der Kirche das Wort Barmherzigkeit wieder laut buchstabiert wird. So könnte man fragen, man kann aber auch anders fragen: Warum schauen wir eigentlich immer nach Rom?

Im Bistum Erfurt fand im Jahr 2006/2007 das Elisabeth-Jahr statt. Der damalige Bischof Joachim Wanke hat damals, die Werke der Barmherzigkeit in einen zeitgenössischen, weitgehend von religiösen Ornamenten entkleideten Verstehenszusammenhang gebracht. Diese Werke der Barmherzigkeit, sie könnten gewissermaßen wie eine Tafel über jedem Schuleingang stehen. „Du gehörst dazu“, „Ich höre dir zu“, „Ich rede gut über dich“, „Ich gehe ein Stück mit dir“, Ich teile mit dir“, „Ich besuche dich“ und: „Ich bete für dich“.

Eine weitere Erfahrung zum Schluss: Ich möchte behaupten, dass es auch in der katholischen Kirche in Deutschland unendlich viele Ressourcen gibt, und nicht wenige werden verschwendet. Das, was in einem Ort geschieht, wird oft schon im Nachbarort nicht wertgeschätzt, manchmal nicht einmal wahrgenommen. Das gilt nicht nur von einer Diözese zur anderen, sondern manchmal auch innerhalb von verschiedenen Handlungsfeldern, innerhalb der eigenen Diözese.

Für mich ist Bildung wie Caritas integraler Teil des Dienstes der Kirche *in* - nicht an - der Welt. Auch das gehört für mich zum Spannungsverhältnis von Identität und Diversität, den ich abschließend so umformulieren möchte: Identität durch Diversität.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.